



*Leslie
Jamison*

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5281

In ihrem neuen Buch erkundet Leslie Jamison die Tiefen von Verlangen, Intimität und Obsession und testet dabei auch die Grenzen ihrer eigenen Offenheit und ihres Mitgefühls für andere aus. Wie kann sie empathisch über menschliche Erfahrung schreiben, ohne ihre kritische Distanz zu verlieren? Wie ihr Beteiligtsein verarbeiten, ohne der Selbstbezogenheit zu erliegen? In Essays über so unterschiedliche Themen wie den »einsamsten Wal der Welt«, kindliche Erinnerungen an frühere Leben oder die Erfahrung, eine Stiefmutter zu sein, sucht sie nach neuen, ehrlichen Möglichkeiten erzählerischer Zeugenschaft.

Leslie Jamison, geboren 1983 und aufgewachsen in Los Angeles. Sie schreibt u.a. für *The New York Times*, *The Atlantic* und *Harper's*, leitet das Non-Fiction-Programm der Columbia University und lebt mit ihrer Familie in New York.

Zuletzt erschienen: *Die Empathie-Tests* (st 4807), *Die Klarheit* (st 5052), *Der Gin-Trailer* (st 5153).

Leslie Jamison

ES MUSS
SCHREIEN,
ES MUSS
BRENNEN

Essays

Aus dem Englischen
von Sophie Zeitz

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019
unter dem Titel
Make it Scream, Make it Burn
bei Little, Brown and Company, New York

Erste Auflage 2023
suhrkamp taschenbuch 5281
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag
© der deutschen Erstausgabe Hanser Berlin
in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München, 2021
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung und Illustration:
Nurten Zeren, zerendesign.com
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47281-1

www.suhrkamp.de

ES MUSS
SCHREIEN,
ES MUSS
BRENNEN

Für meinen Vater
Dean Tecumseh Jamison

Wann kennen unsere Sinne etwas so gründlich,
wie wenn wir es entbehren?

Marilynne Robinson, *Haus ohne Halt*

INHALT

I. SEHNEN

52 Blue	13
Wir erzählen uns Geschichten, um wieder zu leben	44
Zwischenstopp	70
Sim Life	80

II. SCHAUEN

Hoch nach Jaffna	115
No Tongue Can Tell	129
Es muss schreien, es muss brennen	138
Maximale Belichtung	160

III. BLEIBEN

Hochzeiten	195
Die große Fahrt	200
Echter Rauch	217
Tochter eines Geists	245
Museum der gebrochenen Herzen	269
Purzelbäume	298
Danksagungen	319
Quellenverzeichnis	320

I.

SEHNEN

52 BLUE

7. Dezember 1992. Whidbey Island, Puget Sound. Die Weltkriege waren vorbei. Die anderen Kriege waren vorbei: Korea, Vietnam. Auch der Kalte Krieg war endlich vorbei. Der Marinefliegerstützpunkt Whidbey Island blieb. Und der Pazifik mit seinen gewaltigen, unergründlichen Tiefen hinter dem Rollfeld, das den Namen eines verschollenen Fliegers trug: William Ault, der bei der Schlacht im Korallenmeer abgestürzt war. So ist das Leben. Der Ozean verschluckt Menschenleiber mit Haut und Haar und macht sie unsterblich. Nach William Ault hieß jetzt eine Piste, die andere Männer in den Himmel schickte.

Auf dem Stützpunkt kam der unendliche Pazifik als endliche Datenmenge an, die von einem am Meeresgrund verteilten Netzwerk von Hydrophonen aufgefangen wurde. Ursprünglich hatten die Hydrophone im Kalten Krieg sowjetische U-Boote belauscht, doch inzwischen waren sie aufs Meer selbst ausgerichtet, um dessen formloses Rauschen in etwas Messbares zu übertragen: meterweise gedruckte Graphen, die aus Spektrogramm-Schreibern rollten.

An besagtem Dezembertag 1992 bemerkte Obermaat Velma Ronquille einen seltsamen Laut. Sie vergrößerte ihn auf einem anderen Spektrogramm, um ihn genauer ansehen zu können. Es war äußerst ungewöhnlich, dass er auf einer Frequenz von 52 Hertz hereinkam. Sie winkte einen der Tontechniker herbei. Dass müsse er sich ansehen, sagte sie. Der Tontechniker kam. Er sah sich den Graphen an. Sein

Name war Joe George. Velma sagte: »Ich glaube, das ist ein Wal.«

Joes erster Gedanke war: *Heiliger Strohsack*. Das konnte nicht sein. Das Lautmuster sah zwar aus wie das eines Blauwals, aber Blauwale erzeugten normalerweise Frequenzen zwischen 15 und 20 Hertz – ein kaum wahrnehmbares Grol-len am Rande des menschlichen Gehörspektrums. 52 Hertz lagen in einem völlig anderen Bereich. Und doch war es da, direkt vor ihrer Nase, die Audiosignatur eines Wesens, das mit einem unerhört hohen Lied durch die Tiefen des Pazifiks zog.

Wale singen aus vielerlei Gründen: bei der Navigation, der Futtersuche, der Kommunikation mit Artgenossen. Für manche Wale, darunter Buckel- und Blauwale, spielt der Gesang auch bei der Partnersuche eine Rolle. Männliche Blauwale singen lauter als weibliche, und ihre Lautstärke – über 180 Dezibel – macht sie zu den lautesten Tieren der Welt. Sie klicken und grunzen und trillern und summen und stöhnen. Sie klingen wie Nebelhörner. Ihre Rufe verbreiten sich Tausende von Kilometern weit durch das Meer.

Weil die Frequenz dieses Wals so einzigartig war, verfolgte man ihn in Whidbey jahrelang auf dem Radar, wenn er sich auf seine jährliche Wanderung gen Süden von Alaska nach Mexiko begab. Man nahm an, dass es sich um ein männliches Tier handelte, da nur Bullen in der Paarungszeit singen. Die Route war nicht ungewöhnlich, nur das Lied – und die Tatsache, dass sich nie andere Wale in seiner Nähe zeigten. Er war anscheinend immer allein. Der Wal rief zu hoch, und offenbar hörte ihn niemand – jedenfalls antwortete ihm niemand. Die Tontechniker nannten ihn 52 Blue. Später bestätigte eine wissenschaftliche Studie, dass Walgesang mit ähnlichen Eigenschaften nie aufgezeichnet worden war.

»Auch wenn es schwer zu akzeptieren ist«, endete der Bericht, »aber wie es aussieht, ist er in der ungeheuren Weite des Ozeans allein.«

Auf der Fahrt durch den Bundesstaat Washington von Seattle nach Whidbey Island passierte ich die nüchternen Aushängeschilder der dort ansässigen Industrie: riesige Holzstapel, Flüsse, in denen sich Stämme drängten wie Fische in der Reuse, Türme bonbonfarbener Schiffscontainer am Hafen von Skagit und schmutzig weiße Silos vor der Deception Pass Bridge, deren majestätische Stahlkonstruktion sich über den Puget Sound spannte – sechzig Meter über hartfunkelndem Wasser, auf dem Sonnensplitter gleißten. Die Insel am anderen Ende der Brücke wirkte bukolisch, außerweltlich, dabei fast wehrhaft. LITTER AND IT WILL HURT, stand auf einem Schild: Wer Müll hinterlässt, wird büßen. Auf einem anderen: Heizstrahler brauchen Abstand. Whidbey Island nennt sich selbst die längste Insel der USA, aber das stimmt nicht ganz. »Whidbey ist zwar lang«, gab die *Seattle Times* zu, »aber wir wollen sie nicht länger machen, als sie ist.« Jedenfalls ist die Insel lang genug für ein Drachen-Festival, ein Muschel-Festival, ein Fahrradrennen (die Tour de Whidbey), vier Binnenseen und ein jährlich stattfindendes Krimi-Spiel, bei dem die ganze Gemeinde Langley mit 1035 Einwohnern zum Tatort wird.

Joe George, der Tontechniker, der 52 Blue identifizierte, lebt immer noch in seinem bescheidenen Haus am Hang über der Nordspitze, etwa zehn Kilometer vom Stützpunkt entfernt. Als ich ihn besuchte, öffnete er mir lächelnd die Tür – ein stämmiger Mann mit silbernem Haar, sachlich, aber freundlich. Obwohl er schon seit zwanzig Jahren nicht mehr auf dem Stützpunkt arbeitete, konnten wir mit seinem Navy-

Ausweis das Gelände immer noch betreten. Er benutze den Ausweis regelmäßig, um auf dem Stützpunkt seinen Recycling-Müll zu entsorgen, erzählte er. Auf der Holzterrasse vor dem Officers' Club tranken Männer in Fliegeroveralls Cocktails. Die Küste dahinter war zerklüftet und schön; Wellen brandeten auf den dunklen Sand, der salzige Wind zerrte am Immergrün.

Joe erklärte, als er auf dem Stützpunkt gearbeitet habe, sei sein Team, das für die Verarbeitung der von den Hydrophonen gelieferten Audiodaten zuständig war, aus Sicherheitsgründen vom Rest des Stützpunkts isoliert gewesen. Als wir seine alte Wirkungsstätte erreichten, sah ich, was er meinte. Das Gebäude war von mit Stacheldraht gekrönten Doppelzäunen umgeben. Er sagte, manche Soldaten auf dem Stützpunkt hätten es für eine Art Gefängnis gehalten. Sie erfuhren nie, was dort geschah. Auf die Frage, wofür er die seltsamen Geräusche 1992 gehalten habe, bevor ihm klarwurde, dass es Walgesänge waren, antwortete er: »Kann ich Ihnen nicht sagen. Diese Informationen sind geheim.«

Zu Hause holte Joe einen Stapel Papiere aus der Zeit hervor, als er 52 Blues Spuren folgte. Computer-Landkarten, die fast ein Jahrzehnt seiner Wanderungen dokumentierten, jede Saison in einer anderen Farbe, Gelb, Orange, Lila, die Routen des Wals in der groben Computergrafik der 1990er Jahre. Joe zeigte mir Tabellen mit 52s Liedern und erklärte mir die Linien und Metren, damit ich seine Signatur mit den typischen Walgesängen vergleichen konnte: mit den tiefen Frequenzen gewöhnlicher Blauwale und den viel höheren Frequenzen der Buckelwale. Die Gesänge der Blauwale enthalten verschiedene Laute – lange Summ- und Stöhnlaute, konstant oder moduliert –, und 52 Blues lautliche Äußerungen zeigten die gleichen charakteristischen Muster, nur eben

auf einer völlig anderen Frequenz, knapp über dem tiefsten Ton einer Tuba. Der kurze Audioclip von 52, den Joe mir für das menschliche Gehör beschleunigt vorspielte, hörte sich unheimlich an: ein schriller, pulsierender, bohrender Klang, das akustische Pendant eines trüben Lichtstrahls im dichten Nebel einer Vollmondnacht.

Joe machte es sichtlich Spaß, mir die Karten und Tabellen zu erklären. Anscheinend entsprachen sie seiner Liebe zu Ordnung und Struktur. Als er mir stolz die Früchte seiner verschiedenen und durchaus überraschenden Hobbys zeigte – eine eindrucksvolle Sammlung fleischfressender Pflanzen samt der Bienen, die er als Futter zog, oder die tadellose Muskete, die er für seine Reenactments des Trapperlebens im 19. Jahrhundert aus einem Bausatz angefertigt hatte –, wurde sein Hang zu Akribie und Gewissenhaftigkeit offenbar. Bei allem, was er tat, hatte er ein tiefes Bedürfnis nach Genauigkeit und Gründlichkeit. Er zeigte mir die Kobralilien, seine Lieblingspflanzen, und erläuterte mir – sichtlich beeindruckt von der Effizienz und Tücke des Mechanismus –, wie ihre durchsichtigen Hauben die gefangenen Fliegen täuschten, die bis zur Verausgabung versuchten dem Licht entgegenzufliegen. Dann deckte er die grünen Rücken ihrer gerundeten Hauben behutsam mit einer Frostmatte wieder zu, um sie vor Kälte zu schützen.

Ich spürte, dass Joe sich über die Gelegenheit freute, die alten Walkarten hervorzuholen. Sie erinnerten ihn an die Zeit, als 52s Geschichte ihren Anfang nahm und er mittendrin steckte. Joe erzählte, er sei nach Whidbey gekommen, nachdem er mehrere Jahre auf einem Stützpunkt in Island »Schwerstarbeit« geleistet hatte, so die Dienstbeschreibung, auch wenn er den Dienst in Island nicht als besonders schwer empfunden habe; seine Kinder hatten an der Blauen Lagune

Schneemänner gebaut. Damals war er bereits ausgebildeter Tontechniker gewesen und gut vorbereitet auf die Arbeit, die ihn in dem kleinen flachen Bunker hinter dem Stacheldrahtzaun erwartete.

Das Hydrophon-Überwachungssystem, auch bekannt als Sound Surveillance System oder SOSUS, war mehr oder weniger ein Stiefkind, erzählte Joe. Der Kalte Krieg war vorbei, und da keine sowjetischen U-Boote mehr zu belauschen waren, musste die Navy irgendwie davon überzeugt werden, dass sich das teure Hydrophon-Netzwerk noch rentierte. Die Arbeitsfelder, die sich eröffneten, überraschten selbst die, die beteiligt waren. Darel Martin, der als Toningenieur in Whidbey mit Joe zusammengearbeitet hatte, drückte es so aus: »Erst waren wir Experten für Haie aus Stahl, dann belauschten wir lebende, atmende Tiere.« Er sagte: »Es ist einfach uferlos, was man im Ozean alles hören kann.« Heute wird das Geheimnis jenes Wals von einem Mann gehütet, der abgewetzte Ordner auf seinem Küchentisch ausbreitet, um mir die unspektakulär aussehenden Aufzeichnungen seines spektakulären Gesangs zu zeigen.

Juli 2007, Harlem, New York. Leonora wusste, dass sie sterben würde. Nicht irgendwann, sondern bald. Sie litt seit Jahren an Uterusmyomen und Blutungen, manchmal so heftig, dass sie Angst hatte, die Wohnung zu verlassen. Blut wurde zur Zwangsvorstellung: Sie dachte an Blut, sie träumte von Blut, sie schrieb Gedichte über Blut. Sie kündigte ihre Stelle als Fallmanagerin bei der Stadtverwaltung, wo sie über zehn Jahre gearbeitet hatte. Leonora war 48 Jahre alt. Sie hatte immer selbst für sich gesorgt; sie arbeitete, seit sie vierzehn war. Sie hatte nie geheiratet, obwohl es Angebote gab. Sich selbst versorgen zu können, war ihr immer wichtig gewesen. Aber

dies war ein neuer Grad der Isolation. Eine Verwandte sagte zu ihr: »Du bist an einem sehr dunklen Ort« – und dass sie sie nicht mehr sehen wolle.

Bis zum Sommer hatte sich ihr Zustand verschlechtert. Leonora fühlte sich ernsthaft krank: Sie litt unter ständiger Übelkeit, akuter Verstopfung, Schmerzen im ganzen Körper. Ihre Handgelenke waren geschwollen, der Bauch gebläht, das Sehvermögen durch gezackte Farbspiralen eingeschränkt. Weil sie im Liegen kaum Luft bekam, schlief sie wenig. Wenn doch, hatte sie seltsame Träume. Eines Nachts sah sie einen von einem Pferd gezogenen Leichenwagen, der im Harlem eines vergangenen Jahrhunderts über das Kopfsteinpflaster ratterte. Sie griff nach den Zügeln, sah dem Pferd in die Augen und wusste, dass es gekommen war, um sie holen. Sie war so überzeugt von ihrem bevorstehenden Tod, dass sie die Wohnungstür nicht mehr abschloss, damit ihre Nachbarn später keine Probleme hätten, ihre Leiche abholen zu lassen. Sie rief ihre Ärztin an, um Bescheid zu geben – *Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich sterbe* –, doch die Ärztin wurde wütend und sagte ihr, dass sie den Notdienst rufen solle, dass sie weiterleben werde.

Als die Sanitäter Leonora schließlich auf der Trage durch den Hausflur rollten, wollte sie doch noch einmal zurückgebracht werden, um ihre Wohnung abzuschließen. Daran merkte sie, dass sie den Glauben an ihr Leben zurückgewonnen hatte. Wenn sie nicht starb, wollte sie auch nicht die Tür auflassen.

Die Bitte, von den Sanitätern zurückgeschoben zu werden, war das letzte, woran Leonora sich erinnerte, bevor zwei Monate der Dunkelheit über sie hereinbrachen. An jenem Abend im Juli begann eine medizinische Odyssee – fünf Tage Operationen, sieben Wochen im Koma, sechs Monate im